

Deuticke

Vesna Goldsworthy

# Heimweh nach Nirgendwo

Eine Lebensgeschichte

Übersetzt von Miriam Mandelkow

ISBN-10: 3-552-06002-2

ISBN-13: 978-3-552-06002-9

Weitere Informationen oder Bestellungen unter  
<http://www.deuticke.at/978-3-552-06002-9>  
sowie im Buchhandel

2 Der Name der Mutter In den achtziger Jahren, als junge Braut, nannte ich mich Vesna Bjelogrič-Goldsworthy. Auf dem Papier wirkt der Name länger als seine neun Silben. Der sperrige Doppellader war ein Kompromiß zwischen Patriotismus, dem reflexartigen Feminismus einer Belgrader Prinzessin und jenem romantisch-unterwürfigen Impuls, der Frauen wie mich – zwei Drittel Simone de Beauvoir, ein Drittel Tammy Wynette – dazu veranlaßt, Gehorsam zu geloben, bis daß der Tod uns scheidet. Den Namen zu buchstabieren, wurde allerdings bald sehr lästig. Meine serbischen Landsleute, die nicht gewillt waren, Goldsworthy auch nur in Erwägung zu ziehen, bevorzugten Goldsvorti, Golsforti, Golzuordi und sogar Golsvorti, in Anlehnung an den Schriftsteller John Galsworthy, dessen hohes literarisches Ansehen in Serbien dadurch dokumentiert wird, daß im Norden Belgrads eine Straße nach ihm benannt ist. Selten machte ich mir die Mühe, dort irgend jemanden zu korrigieren, wie ich auch in England niemanden je verbessert habe, der sein Erstaunen über den serbischen Namen Vanessa zum Ausdruck bringt. Immer noch besser als Vesta oder Vespa. Vanessa ist, namenskundlich betrachtet, meine Tarnkappe. Bjelogrič, Bjelogerlitsch ausgesprochen, entpuppte sich für die Engländer bald als Hindernislauf. Dabei handelt es sich um ein zünftiges slawisches »Itsch«, wie Evelyn Waugh einst bemerkte, und wer Ivlin Vo heißt, kennt sich aus mit zünftigen Namen. Bjelogrič bedeutet »Sohn der weißen Kehle«, was zugegebenermaßen eher an einen Sioux-Häuptling denken läßt, auf Serbisch jedoch völlig harmlos klingt, sogar einen Hauch distinguert. An meinem Hochzeitstag im November 1986 holte der Standesbeamte in Hammersmith jedesmal tief Luft, wenn er sich dem Namen näherte, und brachte es tatsächlich fertig, ihn kein einziges Mal zu bewältigen. Der arme Mann tat mir leid. Die Braut, der Bräutigam und die beiden Trauzeugen (somit die gesamte Hochzeitsgesellschaft) schnappten gemeinschaftlich nach Luft, wann immer er zum B. kam. Was für eine Strapaze! Seitdem haben wenige beherzte Zeitgenossen das Experiment gewagt. Blog-litch war das übliche Ergebnis. Nach einiger Zeit ließ ich den Namen fallen. Ich bewies mir nichts mit den endlosen, ermüdenden Wiederholungen – B wie Beat, J wie Jesus, E wie England, L wie Lust, O wie O Gott – und ihren Varianten. Ich hatte zu viele Namen, um an einem so sehr zu hängen. Selbst Goldsworthy ist mehr, als

man seinen Mitmenschen normalerweise zumuten sollte. Gelegentlich jedoch – heute, zum Beispiel – packt mich jäh das Bedürfnis, der ganzen Welt beizubringen, wie man Bjelogrič richtig ausspricht. Der erste Bjelogrič war tatsächlich – oder angeblich tatsächlich – der Sohn einer »weißen Kehle«. Das gehört zur matriarchalischen Geschichte meiner Patriarchen. Im frühen neunzehnten Jahrhundert floh meine Urmutter mit zwei kleinen Söhnen vor einer fast vergessenen montenegrinischen Blutfehde in die osmanische Herzegowina und weigerte sich fortan, ihren Namen preiszugeben. Sie ließ sich in Lipnik nieder, einem Bergdorf, das gerade mal einen Steinwurf vom Land ihrer Vorväter entfernt war, aber jenseits der Stammesgrenze lag, die sie von einem unverständlichen Streit trennte, der das Leben ihrer Söhne bedrohte. Die Kleider der jungen montenegrinischen Witwe zeigten mehr Hals als jene ihrer orthodoxen herzegowinischen Schwestern, deren Bekleidung sich kaum von der Kopf-bis-Fuß-Bedeckung muslimischer Frauen unterschied. Die bevorzugte Farbe war Schwarz: ideal für Trauer und Tarnung. Dies war keine Welt, in der Schönheit nur Ärger brachte. Lipnik lag im Hoheitsgebiet des Smail Aga Cengic, eines für seine Blutrünstigkeit berühmten Feudalherrn, von dem ein kroatisches Versepos aus dem neunzehnten Jahrhundert erzählt. Auch meine Vorfahren, inzwischen Paradeexemplare der christlichen rajas, der Untertanen des glorreichen türkischen Reiches, sollten darin bald eine Rolle spielen – mit ausgestreckten Händen »Brot, Herr, Brot« bettelnd, bevor sie sich dem heldenhaften Aufstand anschlossen, in dem Smail Aga (englisch Smile Aga ausgesprochen) brutal ermordet wurde. Das war wohl nicht mehr und sicher nicht weniger, als er verdient hatte. Der Bericht von Smail Agas Enthauptung – zufällig durch die Hand der Stammesbrüder meiner montenegrinischen Großmutter – war und blieb eine ihrer liebsten Gutenachtgeschichten. Über die Jahre hatte Großmama, einer christlich-orthodoxen Scheherezade gleich, zwei Schelmenroman-Varianten desselben Vorgangs ersonnen. Eine große Schlachtfeldszene, in der nach dem kräftigen Schwung eines montenegrinischen Schwerts ein Kopf mit Turban wie ein vom Schläger getroffener Cricketball durch die Luft fliegt. Und eine insgesamt saftigere, aber unwahrscheinlichere Version, in der Smail von tanzenden Montenegrinerinnen und der Aussicht auf Musik und

Leckereien von den Truppen weggelockt wird. Das Ende ist dasselbe. Der Kopf des »Türken« wurde dem Fürstbischof am montenegrinischen Hof bei Cetinje als Geschenk dargebracht und derart auf einem Gestell befestigt, daß er sich jedesmal, wenn der Herrscher die Tür öffnete, vor ihm verneigte. Wenn seine Untergebenen auch nur entfernte Ähnlichkeit mit meiner Großmutter hatten, dann dürfte der Fürst, ein Dichter und Mönch, kaum gewagt haben, sich über dieses Geschenk zu beschweren. »Mama«, beschwor meine Mutter sie, »das ist doch keine Geschichte für Kinder. Sie werden die ganze Nacht nicht einschlafen können.« Ihrem Bemühen, ihre Töchter vor diesen ausgesprochen unbürgerlichen Versionen der Balkangeschichte zu bewahren, war niemals ungetrübter Erfolg beschieden. Viele Jahre später regte sich Mutter erneut entsetzlich auf, als Großmama meinen englischen Gatten darüber aufklärte, wie man Menschenköpfe konserviert. Ihre Diskussion, bei der ich als Dolmetscherin fungierte, kreiste um die Vorteile des Pökeln gegenüber dem Salzen des abgetrennten Hauptes, eine erfrischende Variante von »Omas Lieblingsrezept«. Selbstredend hatte Großmama keine Erfahrung mit der Kopfjagd, ahnte aber, was mein Mann, der vor kurzem sein Studium der Geschichte des Balkans abgeschlossen hatte, hören wollte, außerdem fand sie, daß eine klitzekleine Drohung ihren exotischen Schwiegeronkel zur Achtsamkeit anhalten würde. Sie verbreitete ihre Ansichten mit mädchenhaftem Blinzeln und einem ausholenden, köpfenden Schwung ihrer runzligen Hand, während sie sich damit brüstete, daß ihr wilder Stamm als ultimative Auszeichnung von seinen türkischen Feinden als »Hurensöhne« bezeichnet worden sei. Für eine Frau, die mit kaum zehn Jahren in eine feine, elegante Stadt des einstigen österreichisch-ungarischen Reiches übersiedelt war, schien mir ihre Verbindung zum osmanischen Balkan des neunzehnten Jahrhunderts doch erstaunlich lebendig zu sein, so als wäre nichts von dem, was sich im gesamten zwanzigsten Jahrhundert zugetragen hat, so recht mit der triumphalen Bezwingung des Sultans vergleichbar, bei der ihr eigener Großvater eine kleine Rolle gespielt hatte.